

Über den Autor:

Stéphane Hessel wurde am 20. Oktober 1917 als Sohn des Schriftstellers Franz Hessel und der Journalistin Helen Grund in Berlin geboren. 1924 zog die Familie nach Paris, seit 1939 ist Stéphane Hessel französischer Staatsbürger. Nachdem sich Hessel im Mai 1941 der französischen Résistance angeschlossen hatte, wurde er im Juli 1944 von der Gestapo in Frankreich verhaftet, gefoltert und ins Konzentrationslager Buchenwald deportiert. Dort lernte er den Schriftsteller Eugen Kogon kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband. Am 6. April 1945 gelang ihm die Flucht. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde Hessel Vertreter Frankreichs bei den Vereinten Nationen in New York, 1948 Sekretär der UN-Menschenrechtskommission, die mit der Erarbeitung der Charta der Menschenrechte der Vereinten Nationen beauftragt wurde. Anschließend bereiste er im Auftrag der UNO und des französischen Außenministeriums die Welt, trieb die Entkolonialisierung voran und vermittelte in Konflikten. Vom französischen Staat erhielt er den Titel »Ambassadeur de France«. Große Aufmerksamkeit erregte 2010 Hessels Essay *Empört Euch!*, in dem er harsche Kritik an verschiedenen aktuellen politischen Entwicklungen übt und zum Widerstand aufruft. Die Protestbewegung in Spanien gegen die Folgen der Finanzkrise, die entsprechenden griechischen, französischen und portugiesischen sozialen Protestbewegungen sowie die Occupy-Bewegung beriefen sich teilweise auf ihn. Hessel starb am 27. Februar 2013 in Paris.

Der Übersetzer Michael Kogon ist ein Freund Stéphane Hessels. Er ist Nationalökonom, Übersetzer, Autor und Mitherausgeber der Gesammelten Schriften seines Vaters, des Publizisten Eugen Kogon, der Stéphane Hessel im KZ Buchenwald das Leben rettete.

Stéphane Hessel
Empörung –
meine Bilanz

Aus dem Französischen von
Michael Kogon

DROEMER 

Die französische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Tous comptes faits ... ou presque« bei Libella, Paris.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Erweiterte Taschenbuchausgabe 2015

Copyright © 2012 Libella, Paris
Copyright © 2012 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Michael Schönberger
Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Pascal Gros, Paris
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30058-9

Stéphane Hessel schenkt uns mehr als nur ein neues Buch. Er öffnet uns die Augen, schärft unser Bewusstsein und weckt unser Gewissen. Sein Buch ist keine Autobiographie im engeren Sinne, die sich nur der Vergangenheit widmet. Stéphane Hessel möchte im Gegenteil, dass wir uns der Gegenwart stellen, dass wir Mut fassen und Mut zeigen. Erfahrungen sind wichtig und wertvoll: gewiss – doch nur, damit wir aus ihnen lernen, uns engagieren und ein Leben führen, auf das wir stolz sein können.

Als Verlegerin danke ich allen, die Stéphane Hessel inspiriert und stimuliert haben und zu Akteuren in diesem Buch geworden sind.

So danke ich besonders Sacha Goldman vom Collegium International, der unermüdlich dafür sorgt, dass dort Geist und Erfahrung, Politik und Wissenschaft zusammenwirken und neue Ideen für eine bessere Zukunft der Menschheit und unseres Planeten geboren werden.

Maren Sell

Ein langes Leben, das sich in Begegnungen verdichtet, in Schatten, die kommen und gehen, in Erinnerungen, die ich im Abendlicht wie durch ein Vergrößerungsglas betrachte: »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.«

Eine Architektur aus Prinzipien, Werten und Ethik, fest gemauert auf unerschütterlichem Grund: Walter Benjamin, Hannah Arendt, Merleau-Ponty und viele große Künstler und Schriftsteller vergangener Zeiten haben daran mitgebaut. Aus unseren Tagen Edgar Morin, Régis Debray, Michel Rocard, Daniel Cohn-Bendit, Jean-Claude Carrière, Peter Sloterdijk, Laure Adler, Jean-Paul Dollé und so viele andere ... Ein neuerlicher »Tanz mit dem Jahrhundert«, das gerade begonnen hat.

Zueignung

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.
Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungenen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.
[...]

Johann Wolfgang von Goethe

Das Privileg des Alters

»Gleich der Flamme«

Ein alt gewordener Diplomat hatte sich bereits daran gemacht, in seinem Ruhestand den Aktenkoffer zu schließen, in dem er die Erfahrungen seines Herzens und seines Kopfes aus acht bewegten und bewegenden Jahrzehnten abgelegt hatte. Da geschah das Unerwartete, Unglaubliche: Durch eine fast schicksalhafte Verkettung von Umständen geriet das Leben eines Ruheständlers auf die Bahn einer pausenlosen Polonaise.

In einem kleinen Text hatte ich dazu aufgerufen, sich zu empören. Da zischte dieser Aufruf wie eine Rakete durch die frankophonen Länder und dann über alle Grenzen hinweg zu ungezählten Lesern.

Ich hatte nicht geahnt, welches Risiko ich damit einging, und auch nicht, welch geradezu begeisterter Empfang diesem Aufruf bereitet wurde. Ich hatte einen Sturm ausgelöst. Wie das? Und vor allem: Was würde daraus werden? Dieser Aufruf, so stellte ich fest, war gerade zur rechten Zeit gekommen. Nach zwanzig Jahren Geldherrschaft, vor der die Regierungen ihre Bürger nicht zu schützen vermochten, bot die Weltgesellschaft ein deprimierendes Bild der Verwirrung.

Nach den Gewaltstürmen der vierziger Jahre hatte meine Generation eine bessere Welt unter dem Zeichen von Freiheit und Gerechtigkeit aufbauen wollen. Doch

diese Werte wurden vielfach missachtet – in den unvollkommenen Demokratien der Industrieländer ebenso wie von den Potentaten Nordafrikas. Mein Aufruf erinnerte an diese Werte und brandmarkte ihre Verletzung. Insofern kam er zur rechten Zeit. Doch konnte es nicht dabei bleiben.

Die Tür war aufgestoßen. Nun mussten die Möbel ins Haus. Die Botschaft schrie nach Substanz, diese Botschaft einer während des Krieges von 1914 bis 18 geborenen Generation an eine spätere, die nun, am Beginn des 21. Jahrhunderts, vor neuen Bedrohungen steht.

Erfolg verpflichtet. Ich war überrascht, dass ich mit einigen einfachen, mir selbstverständlichen Gedanken so sehr ins Schwarze getroffen hatte. Natürlich freut mich das auch, und es freut mich jedes Mal aufs Neue und vertieft, wenn ich aus einem jungen, verunsicherten Publikum Fragen höre, deren Beantwortung ich unweigerlich mit dem Vortrag eines Gedichtes beschließe.

Eine Sternstunde. Der alte Botschafter wurde durch eine selbstausgelöste Erwartung aus der Beschaulichkeit seines Lebensabends gerissen. Plötzliche Reisen in alle vier Ecken Europas – nach Warschau, Düsseldorf, Madrid, Turin, Mailand, Lissabon –, um Menschen mit seiner Botschaft der Empörung aufzurütteln, die darauf hinauslief, sich gegen Unrecht zur Wehr zu setzen. Hatte ich mich zu weit vorgewagt, konnte ich die Erwartungen überhaupt erfüllen?

Nun, auf einmal hat mein nunmehr schon vierundneunzig Jahre währendes Leben noch einmal einen

Elan bekommen und mir ein neues Fenster zur Welt und zu meinen Zeitgenossen geöffnet. Bot mein bisheriges Leben dafür eine ausreichende Berechtigung? Mit dieser Frage beschäftigt sich das vorliegende Buch. Welche Umstände in diesem langen Leben rechtfertigten eine solche Botschaft? Was weiß ich von den Menschen, von der Welt und von der Liebe? Was habe ich zu sagen über die Wissenschaft, die Philosophie und die Politik? Welchen Einfluss haben jene Frauen und Männer auf mich gehabt, deren Gesellschaft ich erfahren durfte und die ich bewundert habe? Was habe ich von ihnen gelernt? Was verdanke ich meiner Familie, meiner glücklichen Kindheit, dem Reichtum an Gefühlen, die meine Erziehung in mir weckte? Hat die Liebe zur Poesie, in die ich schon als ganz junger Mensch eingeführt wurde, meine Beziehungen bis heute bereichert, mir mehr Wertschätzung für meine Gesprächspartner wie auch für die aufmerksamen jungen Zuhörer eines alten Mannes vermittelt, der sich nie für einen Weisen gehalten hat?

Und kann ich mich besser verständlich machen und besser kommunizieren, weil ich drei Sprachen beherrsche, die mir jede auf ihre Weise etwas bedeuten? Ich denke schon. Und dennoch bedauere ich, weder Spanisch noch Russisch noch irgendeine der anderen so »ansprechenden« Sprachen gelernt zu haben.

»Wenden wir uns der Vergangenheit zu,
das wird ein Fortschritt sein«¹

Régis Debray flüsterte dieses Verdi-Zitat dem Neunzigjährigen zu. Es passt gut zu dieser Rückbesinnung auf mich selbst. Was ich darzulegen habe, erhält seine Bedeutung als Ergebnis eines langen Lebens, in dem ich viel erfahren, kennengelernt, gesehen und entdeckt habe. Dieser Reichtum des menschlichen Gedächtnisses ist ein wahrer Schatz. Ein Jahrhundert der Erfindungen, Hoffnungen und Schrecken habe ich voll durchlebt. Immer wieder hat mich das Leben vor die Sinnfrage gestellt und mich gezwungen, Antworten zu suchen. Das mag mich als Zeugen legitimieren.

In der heutigen Welt, in der nichts mehr von Dauer ist, in der das Generationenband durchschnitten und die Eventgesellschaft auf dem Vormarsch ist, hat das Alter seine Bedeutung verloren. Gelebte Erfahrung zählt weniger als jene, auf die man sich erst einlassen will. In seinem kleinen *Selbstversuch* spricht Peter Sloterdijk² davon, dass die in einem individualistischen Lebensstil Heranwachsenden »eine Art von integraler Enterbung durchlaufen – das ist ... das merkwürdige Losspringen der neueren Generationen von den Eltern«, auch wenn sie dann alles selber neu lernen müssen. Was könnte also ein alter Herr wie ich der Welt zu sagen haben, und warum sollte sie mehr auf mich als

1 »Tornate all'antico e sarà un progresso«, schrieb Giuseppe Verdi am 5. Januar 1871 an Francesco Florimo.

2 Peter Sloterdijk, *Selbstversuch. Ein Gespräch mit Carlos Oliveira*, Carl Hanser Verlag 1996, S. 31.

auf jemand sonst hören? Mir fehlt ja auch die philosophische Bildung, um als politischer Vordenker gelten zu können. Insofern wird man sich zwangsläufig mehr für das interessieren müssen, was ich erlebt habe, als für das, was ich denke.

Wann ist es an der Zeit, Bilanz zu ziehen? Das habe ich mich in den letzten Jahren schon öfters gefragt. Das erste Mal 1996.

Ich war damals neunundsiebzig Jahre alt. Der Pariser Verlag Seuil bat mich um einen Rückblick auf mein Leben. Aber ich bin kein »Schriftsteller«. Mein Vater liebte das Schreiben und lebte darin – das war mir seit meiner Kindheit vertraut. Er hatte sein ganzes Leben dem Schreiben gewidmet. Nichtliterarisches hatte darin nur wenig Platz. Ich hielt das für bewundernswert, aber nicht für beneidenswert, im Gegenteil. Ich hatte mich schon immer dem Strom der Welt überlassen wollen. Deshalb zögerte ich. Doch die Cheflektorin von Seuil, Françoise Peyrot, drängte mich, und so sagte ich schließlich zu. Bilanz zu ziehen bedeutete für mich, auf meine damals acht Lebensjahrzehnte wie auf einen – makabren? fröhlichen? – Tanz durch ein mit meiner irdischen Existenz fast zeitgleiches Jahrhundert zurückzublicken, das – wer will es beurteilen? – in die lange Geschichte der Menschheit als Abend- oder als Morgendämmerung eingehen mag.³

Acht Jahre später zog ich ein zweites Mal Bilanz, diesmal für einen mir besonders wichtigen Lebensbe-

3 Stéphane Hessel, *Danse avec le Siècle*, Seuil, Paris 1997. Deutsche Ausgabe: *Tanz mit dem Jahrhundert*, Arche, Zürich/Hamburg 1998.

reich. Jetzt war ich 88 Jahre alt. Diese Zahl fasziniert mich. Gekippt, bezeichnet sie zweimal die Unendlichkeit. Ein passendes Symbol für eine Welt, die sich mir öffnet, wenn ich die Gedichte rezitiere, die in meinem Gedächtnis aufbewahrt sind, und ein Anlass, daraus eine Auswahl von 88 zusammenzustellen. Als Laure Adler, die meine Liebe zur Poesie teilt, die Leitung von Seuil übernahm, beschloss sie, mein Buch *Ô ma mémoire*⁴ herauszubringen. Der erste Teil berichtet vom Erleben eines lyrikbewegten Menschen, der zweite enthält vierzig französische, fünfundzwanzig englische und dreiundzwanzig deutsche Gedichte, denen er dieses Erleben verdankt.

Dieses Mal fühlte ich mich dem Ende meines Lebens noch näher. Ich hieß es willkommen. Im Sinne von Rainer Maria Rilke sah ich mich als Biene, die unablässig den Honig des Sichtbaren gesammelt hat, um ihn in dem großen Bienenkorb des Unsichtbaren anzuhäufen.

Doch der Tod ließ weiter auf sich warten. Ich überschritt die Schwelle der Neunzig, noch geistig rege. Ich war ein Überlebender, einer jener immer seltener werdenden Zeugen einer Zeit, die plötzlich wieder wichtig ist und nach Deutung verlangt. Unversehens stand ich auf dem Plateau von Glières und verkündete den Jüngeren: Widerstand leisten heißt Neues schaffen; Neues schaffen heißt Widerstand leisten.

Stand es mir aber nicht eher zu, mich auf meine Lebensbilanz zu beschränken? Dies geschah in einem

4 Stéphane Hessel, *Ô ma mémoire: la poésie, ma nécessité*, Seuil, Paris 2006. Deutsche Ausgabe: *Ô ma mémoire – Gedichte, die mir unentbehrlich sind*, Grupello, Düsseldorf 2010.

langen Gespräch mit Jean-Michel Helvig. Aus ihm entstand das Buch *Citoyen sans frontières*⁵. Es schließt mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire: *Die hübsche Rothaarige*. »Habt Mitleid mit mir«, lautet die letzte Zeile.

Waren damit die Konten endlich geschlossen? Immer noch nicht. Wir hatten uns, dreitausend an der Zahl, in einem einzigartig schönen Landstrich Savoyens an jenem besonderen Ort versammelt, an dem für uns die bewegende Erinnerung an unsere toten Kameraden lebt. Ich beschwor die Werte aus der Zeit unseres gemeinsamen Widerstands, betonte ihre unverbrüchliche Geltung in jeder Etappe unserer Geschichte und bedauerte, dass allzu viele Regierungen, auch die unsere, sich nicht an sie gehalten hatten. Sylvie Crossman, die zusammen mit Jean-Pierre Barou den Verlag Indigène leitet, hatte mir aufmerksam zugehört. Sie beschloss, mich noch einmal in die Pflicht zu nehmen.

In wenigen Monaten entstand aus unserer Begegnung *Indignez-vous!*⁶, zu Deutsch »Empört euch!«, jene kleine Schrift, deren unglaubliche Verbreitung ein neues Kapitel in meinem Leben aufschlug: Es ist noch nicht alles getan.

Und wieder ergriff eine Frau die Initiative. Maren Sell verlegt seit fünfundzwanzig Jahren die französischen Ausgaben der Bücher meines Vaters⁷. Sie bat

5 Stéphane Hessel und Jean-Michel Helvig, *Citoyen sans frontières*, Fayard, Paris 2008.

6 Deutsche Ausgabe: *Empört euch!*, Ullstein, Berlin 2011.

7 Franz Hessel, *Romance parisienne* und *Le Bazar du bonheur*, aus dem Deutschen von Léa Marcou, Verlag Maren Sell, Paris 1987 und 1989.

mich um eine Art Ratgeber für öffentliches Engagement für Menschen von heute. Das war im Frühjahr 2010, einige Monate, bevor ich ein »Medienstar« wurde. Ob der vorliegende Versuch, die Bilanz meines Lebens zu ziehen und ihm einen Sinn zu geben, endlich der letzte ist?

Ecce Homo

Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.

Friedrich Nietzsche

Sich dem Unrecht widersetzen

»Alle Menschen sind frei und gleich an
Würde und Rechten geboren«⁸

Was also habe ich gelernt, das mitzuteilen sich lohnt? Vor allem habe ich gelernt, dass es notwendig und möglich ist, gegen Unrecht aufzubegehren. Alle die Menschen, die Jahrzehnte hindurch nachgegeben, ihre Sache für verloren gehalten haben – Regimegegner, die sich während ihres Kampfes nicht auf eine gemeinsame Linie einigen konnten, oder Menschen, die nach dem Sieg der Mörder in ihrem Widerstand erlahmten –, haben etwas Einmaliges aus dem Blick verloren: wie wichtig es ist, für die Würde des Menschen zu kämpfen.

Hier ist es also, das Wort, auf das ich es abgesehen habe. Als 1948 die Verfasser der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte zu definieren versuchten, was den Menschen zum Menschen macht, wählten sie einen Begriff, der mit allen Religionen und Weltanschauungen vereinbar ist: die Würde.

Dieser Begriff, auf den sich Artikel 1 der Erklärung beruft, fasst zusammen, worauf es in unserer heutigen Welt letztlich ankommt: »Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit

⁸ Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (Resolution 217 A (III)) der UN-Vollversammlung vom 10. Dezember 1948, Artikel 1.

Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.«

Das schlimmste Unrecht ist die Missachtung der Würde. Wie listenreich dieses Unrecht manchmal daherkommt! Da wird jemand abgelehnt, weil ihm angeblich etwas fehlt, weil er anders ist, zu wenig geeignet, daher mit Fug und Recht minderprivilegiert. Aber niemand darf als zweitklassig eingestuft werden. Das ist unerträglich. Es ist legitim, sich dagegen aufzulehnen.

Auflehnung darf sich aber nicht im Neinsagen erschöpfen, bis sie sich in Wut und Zähneknirschen verflüchtigt. Sie muss zu echtem Engagement führen. Als Erstes sage ich denen, die etwas für unsere so sehr bedrohte Welt unternehmen wollen: Identifiziert die Missstände, die Empörung verdienen.

Das ist eine Frage des Gewissens.

»Der bestirnte Himmel über mir und das
moralische Gesetz in mir« (Kant)

Die Anforderungen des Gewissens sind komplex. Gewissen ist etwas, das sich entwickelt, verfeinert, der Unterstützung bedarf. Wenn wir es uns nicht so einfach und bequem machen und ein gutes Gewissen allein von göttlicher Gnade aus dem Jenseits erwarten wollen – ob nun auf dem Weg nach Damaskus, Jerusalem, Benares oder Lhasa –, dann liegt die Gewissensbildung in unserer eigenen Verantwortung.

Wir brauchen eine Gewissenserziehung, eine sanfte und zugleich strenge Erziehung in einer Dialektik von

Wunsch und Gesetz, Traum und Wirklichkeit, »Menschenrechten« und »Recht des anderen«, mit allen Beschränkungen und Zwängen, die man erkennen und anerkennen und gleichwohl auf ihre Beständigkeit prüfen muss.

Jean-Claude Carrière sagte mir einmal, auf die Güte der menschlichen Natur würde er sich lieber nicht verlassen. Er glaube nicht an den Mythos Rousseaus, jedermann müsse nur nach eigenem Wunsch und Willen handeln können, und alles werde gut und die Strukturen gesellschaftlicher Macht als Quelle moralischer Verderbtheit würden verschwinden.

Das funktioniert nicht, wie er zu Recht bemerkt. Alle Gesellschaften kennen das Gewährenlassen und zugleich den Stock. Wir wissen sehr wohl, dass wir nicht nur aus Güte bestehen und dass wir, ließe man uns bloß machen, nicht zwangsläufig nach Gerechtigkeit, Ausgeglichenheit, gutem Miteinander und allen diesen Werten streben würden, die wir immer vor uns hertragen. Und genau deshalb brauchen wir die Verständigung auf das Gesetz.

Doch das Gesetz erhält seine Geltung allein aus den Werten, die es verteidigen soll, und als Bollwerk gegen die Ungerechtigkeiten, vor denen es uns bewahren soll. Fehlt ihm diese Legitimität, verliert es seinen Anspruch auf Unterstützung. Auch wenn eine Regierung demokratisch gewählt wurde, garantiert das nicht unbedingt, dass sie stets im klaren Bewusstsein von Recht und Unrecht handelt.

Walter Benjamin drückte das in den *Geschichtsphilosophischen Thesen (Über den Begriff der Geschichte)*

mit der für ihn typischen Klarheit aus. Mitten im Fortschritt seien es die Ausgegrenzten, die Geringstgeachteten, die Schutzlosesten, derer man sich am meisten annehmen müsse. Der Sinn des Fortschritts könne nicht sein, dass die an der Macht befindlichen Oligarchien Vorteil über Vorteil anhäufen. In Paul Klees *Angelus Novus* weiche der Engel mit gespreizten Flügeln vor dem Atemsturm solchen Fortschritts entsetzt zurück. Walter Benjamin wollte sich nie von diesem Bild trennen.

Despoten zu verdammen und das Lob ihrer revoltierenden Gegner zu singen ist leicht. Weniger leicht sind wir zu bewegen, in einem anderen Bereich notwendige Kritik zu üben, nämlich dann, wenn moderne Demokratien existenzielle Bedürfnisse ausgerechnet jener Menschen missachten, die Opfer von Gesetzen zum Schutz vor allem des Eigentums Privilegierter werden.

Umso mehr Bedeutung kommt der Rolle zu, die unmittelbar gewählte Volksvertreter in historischen Augenblicken gesellschaftlicher Entwicklung spielen. 1789 zogen in Frankreich die Abgeordneten des Dritten Standes mit »Beschwerdeheften« ihrer Wähler in die Versammlung der Generalstände ein. Heute kommen nach einem Aufruf von Claude Alphantéry in Frankreich die Inhaber der »Hoffnungshefte« zusammen, um als echte Antwort auf die unerträgliche Diktatur des Marktes mehr soziale und solidarische Wirtschaft zu schaffen.

Genauso trafen sich im besiegten und besetzten Frankreich unter der Leitung von Jean Moulin die Mit-

glieder des Nationalen Rates der Widerstandsbewegung, um die Werte der Nachkriegszeit festzuschreiben. Weil diese Werte heute gefährdet sind, trat ich auf dem Plateau de Glières erneut für sie ein. Jene Frauen und Männer des Widerstandes hatten kein anderes Mandat, als allein nach ihrem Gewissen in Vertretung aller Franzosen ohne Rücksicht auf Rang und Stand zu handeln. Nicht anders verhielt es sich, nachdem Hitlers Drittes Reich das abscheulichste Gemetzel der Moderne angerichtet hatte und untergegangen war. Eine Kommission erhielt den Auftrag, eine Allgemeine Erklärung der Menschenrechte auszuarbeiten. Ihre Mitglieder waren ohne Mitwirkung ihrer Regierungen allein nach ihrer Kompetenz ausgewählt worden.

So viel zu den Menschen. Und unser Planet? Als wir an der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte arbeiteten, war uns nicht bewusst, dass wir für das Sein insgesamt verantwortlich sind und nicht nur dafür, wie die menschlichen Gesellschaften sich zueinander verhalten. Die jüdisch-christliche Tradition sieht den von Gott geschaffenen Menschen als Herrn der Schöpfung und nicht als deren bescheidenen Teil. Das verführt zu einseitiger Überschätzung, und vielleicht waren auch wir damals nicht davon frei.

Jean-Claude Carrière zitiert aus der biblischen Schöpfungsgeschichte gerne die Stellen, in denen der Mensch nach Gottes Auftrag sich die Erde unterwerfen und über alle Tiere und Pflanzen herrschen soll. Möglicherweise ist uns hier im Westen, anders als in den Religionen Asiens, etwas von diesem Gefühl der Herrschaft des Menschen über die Natur geblieben.

Die Kirche hat sich zwar später bemüht, die Folgen solch prometheischer Vermessenheit wiedergutzumachen. Doch ihr Einfluss ist stark gesunken und ihr Rückstand in dieser Sache schwer aufzuholen. Noch im 19. Jahrhundert verkündete Papst Pius IX. in seinem *Syllabus Errorum* (Verzeichnis der Irrtümer), alles moderne Gedankengut sei zu verwerfen und die Offenbarung wörtlich zu nehmen. Wenn man bedenkt: noch 1864!

Das war eine autoritative Verlautbarung in Reinkultur. Würden wir uns immer noch strikt an diesen biblischen Auftrag halten, wären wir verloren. Wir können uns nicht die Erde untertan machen, ohne uns selbst zu zerstören. Man muss nicht Buddhist sein, um zu erkennen, dass Erde und Mensch, Mensch und Erde eins sind. Milan Kučan, der erste Staatspräsident Sloweniens, sagt gerne in Anlehnung an Karl Marx: Im Kampf zwischen Natur und Mensch wissen wir, wer der Schuldige ist.

Die Macher der Wissenschaft,
der Wirtschaft und der Politik

Nein sagen, aufbegehren, sich wehren ist nur der erste Schritt. Der zwingend nächste ist ein innerer: der Fortschritt des eigenen Denkens hin zu einem echten, kreativen, inspirierten kollektiven Bewusstsein. Meine geistige Auseinandersetzung früher mit Denkern wie Benjamin, Adorno, Sartre, Merleau-Ponty und heute mit Sloterdijk, Carrière, Debray, Morin und anderen

hat mir gezeigt, wie viele unterschiedliche Wege die Wissenschaft, die Politik, die Lyrik kennt. Und doch laufen sie in einem Punkt zusammen: zu einem Appell, sich der Probleme bewusst zu werden und sich auf das Wesentliche zu besinnen.

Wenn gewisse Freundeskreise die Dinge etwas anders sehen, will ich mich gerne damit auseinandersetzen. Doch ich bleibe bei meiner Vorstellung, dass zumindest die westliche Welt vor einem qualitativen Sprung in Moral und Wissenschaft steht. Wir haben ein klares Bewusstsein der politischen und moralischen Krise, die wir durchlaufen. Allein die Angst vor dem Unbekannten und vor Veränderung, das Widerstreben, sich dem zu stellen, »was kommt«, um mit Heidegger zu sprechen, halten uns noch in einer ängstlich-konservativen Verweigerung fest.

Die Wissenschaft hat in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren unglaubliche Fortschritte erzielt. Über das Sein, die Welt, die Materie wissen wir heute viel mehr und viel genauer Bescheid. Trotzdem ist der Wissenschaftler kein Vorbild, dem wir uns hochachtungsvoll anvertrauen könnten. Denn er genießt den Erfolg seiner Erfindung oder Entdeckung, ohne nach der Gefahr zu fragen. Oft ist er ein Kind, das mit Murmeln zu spielen glaubt, die in Wirklichkeit Bomben sind. Aus dem Menschen, ob es uns passt oder nicht, ist »ein Hüter des nuklearen Feuers und der Genetik⁹« geworden. Wir verfügen über ein geradezu demiurgisches Wissen.

9 Peter Sloterdijk, *Wir müssen die Geschichte des Menschen anders erzählen*, in: *Der Tagesspiegel* (Berlin), 19.9.1999, S. 27.

Das zwingt uns, unsere Beziehung zu Wissenschaft und Technik neu zu überdenken.

Die Atomkraft, um dieses naheliegende Beispiel zu nennen, ist keine wissenschaftliche, sondern eine politische Frage. Hiroshima, Tschernobyl und Fukushima sind – nicht anders als Stammzellen, Biogenetik, Klonen, genetisch veränderte Organismen usw. – vor allem große Herausforderungen der ganzen Menschheit.

Wenn Wissenschaftler zu weit gehen, muss man sich dem widersetzen. Das ist eine Frage des Gewissens, die von der Politik definiert und vertreten werden muss. Bei der Atomenergie beispielsweise geht es nicht um die technische und wissenschaftliche Machbarkeit eines Nullrisikos und seine rationale Begründung, sondern um die Bereitschaft des Kollektivs, das Atomrisiko zu tragen. Dies zu klären und zu entscheiden ist Aufgabe der Politik.

Der Wissenschaftler ersetzt nicht den Politiker, und der Politiker darf nicht vor dem Wissenschaftler einknicken – erst recht nicht, wenn sich der Macher der Wirtschaft einmischt, um sie als der lachende Dritte gegeneinander auszuspielen. Welchen Platz nimmt die Wissenschaft heute ein? Und welchen Platz haben ihr die Interessenten zgedacht? Weichen wir diesen Fragen nicht aus.

Ich habe darauf natürlich keine endgültige Antwort. Ein Satz, der mir dazu einfällt, heißt »Wissen ohne Gewissen«. Bedenklich ist nicht die Wissenschaft als solche, sondern dass alle Dinge des Lebens zu ihrem Gegenstand gemacht werden. Das verträgt sich nicht mit dem Bedürfnis der Menschen, alles, auch das Außer-

wissenschaftliche, miteinander in Einklang zu bringen. Schon allein das Wort »Wissenschaft« weckt in mir seit einigen Jahren Unbehagen wegen der Führungsrolle, die ihr zugemessen wird. Unser Verstand lässt sich allzu leicht vom wissenschaftlichen Beweis einlullen und bedenkt dann nicht die Welt in ihrer ganzen Komplexität. Was nicht wissenschaftlich bewiesen ist, existiert nicht. Wo bleiben der *homo ludens* und der *homo demens* aus Edgar Morins Buch *Die Methode: Die Natur der Natur*¹⁰? Wo bleibt all das nicht eigentlich Wissenschaftliche – und vor allem: Wie machen wir uns alle diese Entdeckungen zunutze, um die Welt neu zu sehen und neu zu denken?

Aus den Äußerungen beispielsweise zur Nanowissenschaft höre ich eine bedenkliche Art der Gedankenführung heraus. Und was wurde nicht alles in den letzten dreißig Jahren über die Finanzwirtschaft gesagt! All das soll heute noch gelten und geht in eine neue Art der Wissenschaftsgläubigkeit ein: »Wir haben auf alles eine Antwort, die Staaten müssen uns bloß machen lassen. Alles verläuft nach Plan.« Vorausgesetzt natürlich, es ist der Plan dieser Leute.

In der Öffentlichkeit wird, sehr zu meinem Bedauern, überhaupt nicht diskutiert, wie die großen Finanzströme verlaufen und vor allem, wie wir mit den wissenschaftlichen Entdeckungen umgehen sollen.

Da sprudelt, wie mir scheint, einiges aus dem Quellgrund der Geistesgeschichte hervor: die selbstgefälli-

10 Edgar Morin, *Die Methode: Die Natur der Natur*, herausgegeben von Wolfgang Hofkirchner, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Rainer E. Zimmermann, Turia + Kant, Wien/Berlin 2010.

gen Behauptungen des historischen Materialismus und des wissenschaftlichen Sozialismus, der Positivismus eines Auguste Comte und der Unterdrückungsdrang expansionslüsterner Männer der Wirtschaft, deren letzte Grenze das Lebendige ist. Noch nie war die Unverträglichkeit von Fakten und Werten so folgenreich wie heute. Unabhängig voneinander sagen sowohl Edgar Morin wie auch Peter Sloterdijk: Die Wissenschaft ist eine ungeheure Macht in einem weitgehend ethikfreien Raum geworden, und ihr gegenüber schwankt die Politik zwischen blinder Förderung und törichtem Verboten.

Morin betont eine zweite, mehr philosophisch-poetische Grenze der Wissenschaft. Sie hat uns unglaubliche Kenntnisse über das Universum, das Reale und das Leben gebracht. Doch alle diese Kenntnisse verlieren sich in einem tiefen Geheimnis. Das Universum ist in einem Urknall entstanden, gewiss – aber woraus, aus welcher Leere? Wir wissen es nicht. Was ist nach dem Maßstab der Mikrophysik die Realität der Realität? Wo ist die Stofflichkeit nach ihrer Auflösung? Was ist der Ursprung des Universums, wohin führt sein Weg? Warum ist das Leben entstanden? Warum *ist* der Mensch?

So vieles bleibt geheimnisvoll. Doch unerklärlich ist etwas anderes als unmöglich.

In seinen Büchern, besonders in *Die Methode*, denkt Morin auf seine originelle und anregende Art über die Zukunft des menschlichen Gehirns nach. Die Erkenntnisse der Hirnforschung, der Kybernetik und der Informationstheorie konvergieren für ihn auf faszinierende Art zu einem Verständnis der Arbeitsweise die-

ser Maschine in unserem Schädel. Es sei ein Irrtum, zu meinen, man könne nur in einem kleinen Bereich oder an einem einzigen Objekt forschen. Man müsse das Paradox akzeptieren, dass unser Geist sich mit Worten äußert, während unsere Neuronen elektrochemisch kommunizieren. Der Zusammenhang zwischen der zerebralen Kommunikation und der Sprache des Geistes sei äußerst komplex. Es sei ein Irrtum, den Geist als allein im Gehirn angesiedelt zu sehen.

Vielmehr könne sich auf der Grundlage des Gehirns ein der Sprache und des Gefühlsausdrucks fähiger Geist bilden, sofern die kulturellen Voraussetzungen gegeben seien. Der Gegenbeweis seien die Wolfskinder, die fern von Menschen außerhalb der menschlichen Gesellschaft aufwachsen und deshalb auf der Stufe von Primaten stehenbleiben. Dass sie nicht zu sprechen gelernt haben, erlaube den Umkehrschluss, dass der Geist sich aus dem Kontakt mit einer Kultur, einer Sprache, einem Wissen, einer Praxis und ihren möglichen Gehirnprägungen bilde. Die Kultur sei eine Hülle, eine Matrix, der Anlass möglicher Programmierung, was freilich nicht bedeutet, dass damit jede konservative Feigheit, jede Ablehnung aus krankhafter Angst und jede pathologische Aggression gerechtfertigt sei.

Man mag es mit Morin für bedauerlich halten, dass die heutigen Neurowissenschaften genau wie die anderen Wissenschaften immer noch ein die Forschung insgesamt behinderndes relatives Eigenleben führen. Immerhin liegen bereits faszinierende Ergebnisse vor. Ein bildgebendes Verfahren zur Darstellung der Vorgänge

im Gehirn buddhistischer Mönche in voller Meditation und Askese lässt erkennen, dass die zerebralen Zentren zur Unterscheidung von Ich und Nicht-Ich stillgelegt sind. Faszinierend. Vergleichbar der Ekstase im Liebesakt, wo das Individuum sich in der Erfüllung verliert. Hier sind wir wieder bei der ersten Lektion über die Komplexität des Menschen angelangt. Es ist eine Lektion des Wissenschaftlers für den Politiker. Möge er sie vor dem Macher der Wirtschaft begreifen!

Raus aus der Sackgasse:
die Gesamtheit des Lebens bedenken

Die Herrschaft der Macher der Wirtschaft ist die Herrschaft des Kalküls. Wir müssen es schaffen, uns dieser Herrschaft zu entziehen. Der Mensch ist unmöglich in seinem ganzen Wesen zu erfassen, wenn man ihm lediglich eine Messlatte anlegt. Es gibt viele Arten, dies »objektiv« zu tun: Elektroenzephalogramm, Körpervermessung, Psychoanalyse ..., doch die Realität des Menschen verweigert sich dem Kalkül. Leben, Tod, Moral, Liebe, Hass sind der »Herrschaft des Quantitativen« entzogen.

Nehmen wir die Überlegenheit der Kunst – der alle Grenzen überschreitenden Lyrik, des Theaters mit seiner kathartischen Realitätsdarstellung, des Kinos mit seiner Traumwelt des Imaginären und vor allem des Romans, der alle diese Kategorien vereint. Der Roman erhebt sich über die Welt der Humanwissenschaften,

der Psychologie, der Soziologie. Er inszeniert konkrete Wesen in ihrer Subjektivität, ihrer eigenen Welt. Ernesto Sabato sagte einmal sinngemäß, das einzige Observatorium für wirklich die ganze *conditio humana* sei die Fiktion im Roman.

Auch die Poesie, so scheint mir, verhilft uns mehr als die Wissenschaft dazu, dem Tiefsten und Innigsten in uns auf die Spur zu kommen: unser aller Herzschlag als Puls der ganzen Welt. Vertrauen wir also einem Weisen wie Morin. Erkennen wir, wo die Wissenschaft, an ihrem Blindheitspunkt angelangt, ihre Wahrheit verliert. Der Wissenschaftler, der alles, was er angeht, objektiviert, vermag nicht seine eigene Subjektivität zu erkennen, nicht sich selbst als das zu sehen, was er ist. In einem eindrucklichen Vortrag machte Edmund Husserl 1930 auf ein schwarzes Loch im Denken der Wissenschaftler aufmerksam: Sie wissen nicht, wer sie sind; sie kennen die Dinge, aber sie wissen nicht, was sie tun.

Die Wissenschaft ist ein gewaltiges Abenteuer der Menschheit mit ungewissem Ausgang. Den Kurs zu bestimmen darf nicht allein dem Wissenschaftler überlassen bleiben. Der Dichter, die Politikerin, der Bürger, der Moralist, die Philosophin müssen mit auf die Kommandobrücke.

In scharfem Gegensatz zu Descartes lehrte Merleau-Ponty an der Pariser École Normale Supérieure die untrennbare Einheit von Körper und Geist. Das hat mich bis heute geprägt. Es erlaubt mir, meine Beziehungen zu Menschen, die mir über den Weg laufen oder die mir lieb sind, in ihrer ganzen Fülle zu erleben.

Ich mag den Austausch des Intellekts, aber auch den Reichtum der Gefühle, die das Herz wärmen.

Merleau-Ponty war ein großer Philosoph. Anderen Denkern hatte er voraus, dass ihm »das Fleisch«, wie er es nannte, wichtig war. Viel zu viele Denker meinen, nur Abstraktion garantiere ihnen, ernst genommen zu werden. Sie vergessen das Reale, den Körper. Kierkegaard spottete über Hegel, der Herr Professor habe vergessen, was er selbst sei, nämlich ein existierender Mensch. Dabei hatte doch schon Sokrates davor gewarnt, von der Person, von ihrem Dasein in der Welt zu abstrahieren.

Die Philosophie ist in Gefahr zu degenerieren, wenn sie sich nur noch in blutleerer Begrifflichkeit bewegt und nicht mehr das Pulsieren der Seele spürt. Lebenskunst kann heute nicht mehr wie früher nur Lebensweisheit sein, da wir erwiesenermaßen über ein großes Potenzial an Verrücktheit verfügen. Geben wir es zu: Ein rein verstandesbestimmtes Leben ist weder möglich noch wünschenswert. Die Wahrheit der Existenz liegt in der untrennbaren Einheit von Vernunft und Leidenschaft. Keine Leidenschaft ohne Vernunft und keine Vernunft ohne Leidenschaft.

Sloterdijk fasst die Degeneration der Philosophie treffend in der herausfordernden Formel zusammen, die Philosophen wollten nur noch vorführen, was man sagen kann, wenn man etwas zu sagen hätte.

Dennoch sind wir in doppelter Weise auf die Philosophie angewiesen. Zum einen gibt sie Anstöße, um selbstverständlich Erscheinendes zu hinterfragen. Zum andern bemüht sie sich um eine gewisse Übereinstim-

mung von Aktion und Kontemplation. Diese Übereinstimmung wäre letztlich das Ergebnis eines menschlichen Lebens in Fülle – und eine Barriere gegen Zyniker, denn sie würde die Rückkehr des »Ehrenmannes«, des rechtschaffenen Menschen im Sinne der Humanisten bedeuten.

Was ans Licht will

Sich dem Unrecht zu widersetzen bedeutet offensichtlich, die Welt nicht so zu nehmen, wie sie ist. Albert Camus sagte: »Wenn es in unserer Gesellschaft etwas zu bewahren gäbe, sähe ich keine Schande darin, Konservator zu sein.«¹¹ Einzuschränken ist freilich, dass bestimmte Errungenschaften selbstverständlich wertvoll sind und nicht aufgegeben werden dürfen. So wichtig die Verweigerung und die Auflehnung sind, so bilden sie doch nur den ersten Schritt. Im zweiten Schritt muss das Unrecht durch etwas ersetzt werden, das besser mit der Freiheit und der Würde des Menschen in Einklang steht. Das ist eine ständig neue Aufgabe.

Damit ist die menschliche Kreativität gefordert. Gefragt sind nicht die vorgefertigten Theoriebausätze zwecks Erleuchtung der Empfänger durch die Lektüre unserer genialen Pläne. Die eigentliche Aufgabe besteht heute darin, diese neue Welt von morgen ganz konkret

11 »S'il y avait quelque chose à conserver dans notre société, je ne verrais aucun déshonneur à être conservateur« in: Albert Camus, *Actuelles II, Chroniques 1948–1953*, Gallimard 1953, S. 41.

zu gestalten und Geburtshilfe zu leisten, damit das, was ans Licht will, ans Licht kommen kann.

Überall ist diese Bewusstseinsbildung in Gang. Der menschliche Erfindungsgeist läuft auf Hochtouren. In genossenschaftlich organisierten, mehr oder minder selbstverwalteten Initiativen werden ökologischer Gemeinsinn, biologische Landwirtschaft usw. gepflegt. Diese Welt lebt, aber noch vereinzelt – und von Ämtern, politischen Parteien, herrschenden Systemen nicht zur Kenntnis genommen. Alle diese Bürgerbewegungen sind noch Randerscheinungen oder noch nicht genügend gefestigt, um den aus dem kapitalistischen System kommenden Versuchen der Angleichung, der Normenkonformität, der Konditionierung standzuhalten und sich durchzusetzen.

Die eigentliche Aufgabe besteht also darin, allen diesen Initiativen Bekanntheit und Geltung zu verschaffen und Synergien für eine umfassende Reformbewegung freizusetzen. Ich meine mit Edgar Morin, dass im Grunde alles reformiert werden muss – nicht nur die Verwaltungen und die eingerosteten und verbürokratisierten Institutionen, nicht nur die Wirtschaft, das Finanzsystem, der Verteilungsapparat, sondern alles, die Versorgung mit Nahrungsmitteln, der Konsum, das Bildungswesen, das Denken. Unser ganzes Leben muss sich ändern. Und alle diese Reformen sind miteinander zu vernetzen auf der Grundlage umfassender, nie erlahmender Solidarität. Denn dies hat uns die Erfahrung der Sowjetunion gelehrt: Allein das Wirtschaftssystem umzukrempeln ändert am Ende nichts an den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten,

nichts an den Menschen und überhaupt gar nichts, im Gegenteil: Das einzige, was herauskommt, ist eine neue Diktatur.

Unsere ganze Existenz muss anders werden. Viele Wege müssen in einen einzigen großen Neubeginn münden.

Das sind die Prämissen einer Politik der Hoffnung. »Für eine Politik der Hoffnung« war übrigens auch der flammende Appell überschrieben, den ich zur Europawahl 2009 zusammen mit Peter Sloterdijk und Paul Virilio unterzeichnete. Es war ein Appell an die unerschöpflichen Quellen der Kreativität und der Hoffnung im Menschen. Denn nichts geht ohne die Hoffnung.

Leider scheint es, dass die Älteren unter uns nach allen ihren geschichtlichen Irrtümern mutlos geworden sind, während die Jüngeren in ihrer Desorientierung kaum noch wissen, woran sie sich halten sollen. An dieser Stelle setzt Edgar Morin an. Er zeigt, dass es möglich ist, ein Ziel, eine sinnvolle Perspektive zu benennen in Richtung auf mannigfaltige Initiativen und vielfachen guten Willen in dem Bewusstsein, Neues zu wagen und gemeinsam stark zu sein. Empörung ist eine erste Etappe, nötig, aber ungenügend. Jetzt brauchen wir neue Ideen, eine Perspektive, einen Willen, es besser zu machen.

Natürlich ist Edgar Morins *La Voie*¹² kein Ersatz für die Bibel. Das Buch ist ein Beitrag, ein Vorschlag, eine Anregung; so sagt es ja auch der Verfasser. Es lädt dazu ein, das Unbekannte zu erfinden, das Potenzial des

12 Edgar Morin, *La Voie*, Fayard, Paris 2011.

Menschen zu entdecken. Niemand weiß, was aus einem Schöpfungsakt entstehen wird. Konnte jemand sich Mozarts Requiem vorstellen, bevor es komponiert und aufgeführt war? Unglaublich, dass kaum zehntausend Jahre genüchten, um aus Horden von Sammlern und Jägern unsere Städte und Zivilisationen hervorgehen zu lassen. Die Zukunft steht nicht in einem politischen Programm. In dieser Perspektive wäre es nichts weiter als eine To-do-Liste für kleine Angestellte.

Nach dem angeblichen
Ende der Geschichte

Es ist ein Irrtum zu glauben, dass nach achttausend Jahren, vom Beginn der Steinzeit an gerechnet, das Ende der Geschichte gekommen sei. Gewiss nicht! Die Menschheit hat eine 150 000 Jahre alte Vorgeschichte hinter sich. Der Blick in die historischen Tiefen lässt uns ermessen, wie gewiss das Unwahrscheinliche ist und dass es immer Wandel geben wird. Geschichte ist nie zu Ende. Vergessen wir Francis Fukuyamas moderne Variante Hegelscher Philosophie. Er behauptet das Ende der Geschichte im Zeichen einer magischen Formel mit dem einlullenden Namen »liberale Demokratie plus freie Marktwirtschaft«. Es ist an der Zeit, die Geschichte weniger als einen Faden zu begreifen, der vom einen Ende der Zeit an das andere, vom ungewissen Ursprung zur Endzeit gespannt ist, sondern eher als ein spiralförmig gewundenes Band, das an die Doppelhelix des Lebens erinnert.